

CATHY HAYNES
Erspüre die Zeit

mosaik

CATHY HAYNES

Erspüre die Zeit

Warum es unser Leben erfüllter macht,
wenn wir zu unserer natürlichen
Zeitwahrnehmung zurückfinden

Aus dem Englischen von Ulrike Strerath-Bolz

mosaik

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel *The fullness of time* bei Bloomsbury, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2026

Copyright © 2026 der Originalausgabe: Cathy Haynes

Copyright © 2026 der deutschsprachigen Ausgabe: Mosaik Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlag: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: shutterstock (talha-ahmed, Anna_Zaitzeva)

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

LG · MW

ISBN 978-3-442-39440-1

www.mosaik-verlag.de

Für Rosie Hope

Und zur Erinnerung an meine Eltern

Inhalt

Einleitung	8
Kapitel 1 Frühe Vögel und Fledermäuse	19
Kapitel 2 Mittagsblume und Königin der Nacht	39
Kapitel 3 Arbeitslieder und Furchenlängen	65
Kapitel 4 Sonnenuhren – Schattenuhren	91
Kapitel 5 Tagesmarken	123
Kapitel 6 Morgengrauen und Abenddämmer	149
Kapitel 7 Sternenuhren	179
Epilog	210
Dank	212
Hinweise zum Text	218
Anmerkungen	219

Einleitung

Früher bestimmten wir die Zeit anhand der schrumpfenden Schatten oder des Mittagslichts über einem Berggipfel. Wir gaben einer Phase der Dunkelheit den Namen »Hahnenschrei« und benannten lebhaft Blumen danach, wann sie ihre Blüten öffneten und schlossen. Wenn wir arbeiteten, stimmten wir unsere Bewegungen wenn nötig aufeinander ab, indem wir dabei sangen. Wir beobachteten das Licht bei Eintritt der Abenddämmerung und konnten die Zeit von der Bewegung der Sterne am Nachthimmel ablesen.

So war es einmal. Heute sind wir in hohem Maße von komplexen Maschinen abhängig und stellen uns Stunden als identische abstrakte Einheiten vor. Im urbanisierten Westen würde vieles nicht funktionieren ohne extrem präzise Uhren. Doch welche Reichtümer könnten wir gewinnen, wenn wir die Zeit wieder durch Beobachtung der Welt um uns herum erspüren?

Dieses Buch ist eine Entdeckungsreise, die zeigt, wie frühere Generationen die Zeit anhand von Zeichen aus ihrer Umgebung maßen oder ihre eigenen Körper und Stimmen nutzten, um Zeitspannen abzuschätzen. In unserem zunehmend von Uhren und Bildschirmen bestimmten Leben soll es dazu anregen, subtile Veränderungen in unserer Umwelt zu bemerken, selbst im 21. Jahrhundert, wo Asphalt und Glas überwiegen. In den folgenden Kapiteln wollen wir gemeinsam Zeit erspüren: durch den morgendlichen Vogelgesang; Blumen, die sich mittags schließen; Sängerinnen und Sänger, die ihrer Arbeit Takt und Rhythmus verleihen; das langsame Gleiten von Schatten und Sonnenstrahlen; die sich golden färbende Luft und schließlich die Bewegung unseres Planeten unter dem

Sternenhimmel. Unsere Welt wird weiterhin vom lauten Ticken der Uhren bestimmt sein. Doch indem wir mehr auf die Zeichen achten, von denen hier die Rede sein soll, können wir – so hoffe ich – unser Bewusstsein für die Fülle der Zeit vertiefen.

Ich habe mein gesamtes Erwachsenenleben in der Stadt verbracht, sie ist mein natürlicher Lebensraum. Meine Arbeit für Kunstorganisationen in London vollzog sich im Wesentlichen in geschlossenen Räumen (für kurze Zeit sogar unter der Erde, als ich Kuratorin für *Art on the Underground* war). Doch meine Kindheit und Jugend verbrachte ich auf einem traditionellen Bauernhof in den englischen Midlands – unter Menschen, die sich der Veränderungen ihrer Umwelt im Laufe des Tages und der Jahreszeiten zutiefst bewusst waren.

Meine Kindheitstage waren geprägt vom Lied des Rotkehlchens noch vor Beginn der Morgendämmerung, von der Stimme meines Vaters, der seinen Hütehund rief und mit ihm zur Arbeit hinausging, von den Frühlingsblumen im Garten meiner Mutter. Der Wandel und Wechsel auf den Feldern, Wiesen und Blumenbeeten formte die Tage und die Jahreszeiten. Natürlich sind diese fließenden Rhythmen nicht mit dem festen Takt von Uhren und Kalendern zu vergleichen, die viele Aktivitäten in der modernen Landwirtschaft koordinieren. Doch man kann nicht alles vorausplanen. Nach wie vor bestimmt beispielsweise das Wetter den goldenen Moment, in dem die Gerste geerntet werden kann.

Als mein Vater über 80 Jahre alt war, fragte ich ihn einmal, ob er jemals den Abendhimmel beobachtete, um herauszufinden, wie am nächsten Tag das Wetter sein würde. Grinsend erwiderte er, dass er sich in dieser Hinsicht lieber auf die Vorhersage des Wetterdienstes verlasse. Tatsächlich hing ein hochkompliziertes Barometer neben seinem Sessel, und in den letzten Jahren hatte er den Reifegrad des Getreides mithilfe eines Präzisions-Feuchtigkeitsmessers bestimmt. Doch eine oder zwei Wochen, bevor er das Gerät einsetzte, konnten wir ihn beobachten, wie er zum Gersten- oder Weizenfeld ging, um selbst einen Test zu machen. Dazu

rieb er eine Kornähre zwischen den Händen, schob den Spelz zur Seite und prüfte das Korn mit den Zähnen. Auch uns gab er ein paar Körner, damit wir ihm sagten, ob sie noch weich und milchig waren oder schon trocken und nussig. Mir scheint, Dad kombinierte Hightech-Werkzeuge mit alten Methoden, um den richtigen Zeitpunkt zu bestimmen. Denn diesen Zeitpunkt kann man zwar planen, aber nicht absolut vorhersagen.

Im Übrigen verfügten meine Eltern beide über einen reichen Schatz an Wetterregeln für jeden Teil des Jahres, auch wenn sie sich nicht hundertprozentig darauf verließen. Vor ein paar Jahren bat ich sie, einige dieser Regeln aufzuschreiben, wann immer sie ihnen in den Sinn kamen. So entstand eine lange Liste. Meine Lieblingsregeln lauten: »Wenn man mit nacktem Hintern auf dem Boden sitzen kann, ist es Zeit, das Sommergetreide zu säen.« Oder: »Regen im Juni bringt alles ins Lot.« Für den November: »Wenn das Eis die Ente trägt, wird der ganze Winter träge.« Ähnliche Sprüche gibt es überall im Land, allerdings sind einige Wetteranzeichen nur lokal gültig. Dad erinnerte sich an einen Hirten, der zu ihm gesagt hatte (da war er noch ein Kind): »Es wird regnen, Jungchen! Siehst du die Wolke da im Kirby Hole?«

Mum und Dad gehörten wohl zu einer Übergangsgeneration. Sie lasen die Wettervorhersage in der Zeitung, trugen Armbanduhren und lasen die Zeit von Wanduhren, Telefonen, Radio und Fernseher, Computern und Kirchenglocken ab. Doch sie konnten sich auch noch an eine Zeit erinnern, in der es eben nicht überall Uhren gab und man nicht ständig eine Armbanduhr trug. Ihr Gefühl für Uhrzeit und Jahreszeit beruhte auch auf dem zur Verfügung stehenden Licht, dem Zustand von Blättern und Knospen, der Farbe der Maiskolben, der Wärme und Feuchtigkeit des Bodens, dem Flug und Gesang der Vögel und dem Rhythmus von Rindern und Schafen.

Als junge Frau verließ ich das Land und zog in die Stadt. Viele der Beobachtungsfähigkeiten, die ich in meiner Kindheit in der

Familie gelernt hatte, wandte ich jetzt an, wenn ich Kunstwerke betrachtete. Doch irgendwann schenkte ich meiner alltäglichen Umgebung einfach nicht mehr so viel Aufmerksamkeit.

Nach mehr als zehn Jahren in London – eine Stadt, die ich wirklich liebe – wurde mir immer stärker bewusst, dass mir die Lebensrhythmen, mit denen ich aufgewachsen war, fehlten. Im Mai 2008, zwischen zwei Jobs, fuhren meine Lebensgefährtin Rosie und ich mit einem Wohnmobil in den Norden Englands. Wir nahmen nur sehr wenige Bücher mit, darunter die Naturbücher mit den schönen handgezeichneten Illustrationen, die ich als Kind von meiner Mutter geschenkt bekommen hatte. Die Bücher waren ziemlich zerlesen und sehr geliebt worden, aber als Erwachsene hatte ich sie nur noch selten aus dem Regal gezogen.

Rosie und ich schalteten immer wieder für mehrere Tage unsere Telefone aus (ja, das konnte man 2008 noch tun, ohne als wunderbar zu gelten). Und zum ersten Mal, seit wir erwachsen geworden waren, taten wir nichts anderes, als uns einen ganzen Sommer lang auf die fremde Welt um uns herum zu konzentrieren. Ohne helles Licht, das die Nacht vertrieb, passten wir uns sehr bald dem Rhythmus des Tageslichts an, wie Rosie sagte, und wurden schläfrig, sobald es draußen dunkel wurde. Ohne Mauern, die die Geräusche dämpften, fühlten wir uns wie der Maulwurf in Kenneth Grahams Buch *Der Wind in den Weiden*, der irgendwann aus der Isolation seines unterirdischen Zuhauses auftaucht.¹ Dem Maulwurf kommt der Vogelgesang fast wie Geschrei vor, und er springt vor lauter Lebensfreude in die Luft. Nun, wir sprangen nicht gerade in die Luft, aber die Freude am Leben in einer nicht nur vom Menschen bestimmten Welt spürten auch wir. Wir sahen die Sterne, wurden fast jeden Tag nass vom Regen, beobachteten voller Begeisterung die Papageientaucher, die sich ins Meer stürzten, bewunderten Licht und Schatten in den Hügeln und nahmen das Bestimmungsbuch mit ins Moor, um Blumen kennenzulernen.

Viel später, während der Zeit der COVID-19-Lockdowns, als sich die normalen Routinen in einem unheimlichen, Furcht einflö-

ßenden Schwebestand aufgelöst hatten, bemerkten viele Menschen ganz fasziniert die überschäumend lebendige Welt anderer Arten. Sie wurden aufmerksam auf das, was direkt vor ihrer Nase passierte. Und was Rosie und mich anging, so erinnerten wir uns plötzlich an die Erfahrungen, die wir schon 2008 gemacht hatten.

Unsere Wohnmobilreise in den Norden war keine Rückkehr zum ländlichen Leben, dessen jahreszeitliche Rhythmen sich von den meisten städtischen Jobs deutlich unterscheiden. Wir machten einfach Ferien, während um uns herum Heu gemacht wurde. Und nach ein paar Wochen, als wir wieder Arbeit hatten, fuhren wir eben nach Hause: nach London. Doch das Gefühl, Teil einer viel größeren Welt zu sein, ging uns nicht verloren. Und es nahm Einfluss auf unser Leben.

Gewöhnliche Menschen brauchten früher ein bisschen praktische Astronomie, ein Empfinden für die räumliche Ausrichtung des eigenen Körpers, etwas Wissen über die Gewohnheiten der Vögel und ein gutes Auge für Licht und Dunkelheit, um mit Tag und Nacht zurechtzukommen. Um etwas von der Vielfalt dieses Wissens und dieser Fertigkeiten einzufangen, habe ich mich aus meinem eigenen Wissensgebiet hinausgewagt und mir bei vielen großzügigen Spezialisten Hilfe geholt. Was ich in diesem Buch aufgeschrieben habe, beruht auf Erkenntnissen aus so unterschiedlichen Wissensgebieten wie Archäologie, Architektur, Astronomie, Botanik, Literatur, Meteorologie, Mythologie, Ornithologie, Sozialgeschichte, Schafzucht, der Herstellung von Sonnenuhren, der Erforschung von Arbeitsliedern und der Zoologie.

Lange Zeit hat man gedacht, die Einführung der Uhr habe recht schnell eine allgemeine Verschiebung in der Wahrnehmung und Messung der Zeit zur Folge gehabt. In den letzten Jahren hat sich in der Geschichtswissenschaft jedoch ein vielfältigeres und nuancierteres Bild der Einstellungen und Praktiken auf diesem Gebiet entwickelt. Auch ich will die mechanische Zeitmessung nicht ausschließen, sondern ich folge denen, die die Uhr ein Stück

weit aus dem Mittelpunkt herausgerückt haben. Ich konzentriere mich auf die Frage, wie die Menschen in Europa (und hier vor allem im Nordwesten) die Tageszeit mithilfe alltäglicher Methoden und einfacher Werkzeuge oder auch nur mithilfe ihrer eigenen Sinne bestimmt haben – und dies bis in relativ kurz zurückliegende Zeit. Diese alten Gewohnheiten werden viel zu leicht übersehen und vergessen, aber sie waren einmal so normal wie heutzutage der Blick auf ein Display oder ein Ziffernblatt.

Meine Suche nach Möglichkeiten, die Zeit mit einfachen, sensorischen Mitteln zu messen, konzentriert sich in weiten Teilen auf Großbritannien. Das liegt zum Teil daran, dass ich mein ganzes Leben hier verbracht habe – hier kenne ich mich gut aus und habe recht einfachen Zugang zu den Traditionen. Außerdem hat mich die Herausforderung gereizt, gerade in einer Kultur, in der die naturwissenschaftliche Zeitmessung schon so lange dominiert, nach Alternativen Ausschau zu halten. Schließlich sprechen wir von einer Nation, die ihre Zeitstandards auch den Menschen in ihren Kolonien aufzwang und der Welt die Greenwich Mean Time zur Verfügung stellte.² Eigentlich erwartete ich, dass es schwierig sein würde, hier noch Spuren anderer Methoden der Zeitmessung zu finden. Doch genau diese Erwartung wollte ich auf den Prüfstand stellen. Und ich bin froh, dass ich es getan habe.

Ein weiterer entscheidender Grund dafür, dass ich mich vor allem auf mein Heimatland beschränkt habe, liegt darin, dass mir irgendwann klar geworden war, wie sehr ich in meinem Leben, das sich im Wesentlichen in Innenräumen und vor Bildschirmen abspielte, das Bewusstsein für die Muster verloren hatte, die in früheren Generationen den Tagesrhythmus bestimmten: die Stimme eines Vogels, der wandernde Sonnenstrahl an der Wand, das Funkeln des Abendsterns. Ich wollte diese Zeichen in meiner eigenen Umgebung beobachten, und zwar so weit wie möglich im Rahmen eines ganz gewöhnlichen städtischen Arbeitslebens.

Auf den folgenden Seiten werden wir gemeinsam dem morgendlichen Vogelkonzert lauschen und den Flug der Fledermäuse

in der Abenddämmerung beobachten. Wir werden überraschende Ereignisse entdecken, die die Pflanzen zwischen Pflastersteinen betreffen, und mit einem Wissenschaftler sprechen, der versucht hat, eine Uhr aus lebenden Blumen entstehen zu lassen. Wir werden den Rhythmus der Lieder hören, die die gälische Bevölkerung Schottlands sang, wenn sie Tweedstoffe walkte oder das Getreide mit einem Handmühlstein mahlte. Wir werden erfahren, wie die Schäfer im England des 20. Jahrhunderts Sonnenuhren auf dem Boden anlegten. Wir werden einen führenden isländischen Historiker begleiten, der im Schnee mittelalterliche Zeitmesser sucht. Und wir werden erfahren, wie eine englische Stadt in den Siebzigerjahren nach dem Sonnenaufgang zu Mittsommer ausgerichtet wurde. Wir werden uns den Phasen der Dämmerung nähern, angeleitet von einem Astronomen, der seit Jahrzehnten den Übergang vom Tageslicht zur Dunkelheit genauestens beobachtet. Und wir werden unseren Blick zu den Sternen richten, die auch in der Innenstadt von London über all den Straßenlaternen zu sehen sind.

Wir sind nicht die erste Generation, die spürt, dass unsere Abhängigkeit von der Uhr einen Riegel vor die Sinne schiebt und somit die Wahrnehmung anderer Zeitrhythmen auf dem Boden und am Himmel einschränkt. Ein Beispiel: William Hazlitt schrieb zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen Essay über die Sonnenuhr, in dem es heißt, dass diejenigen Menschen, die ohne »künstliche Mittel« zur Zeitmessung auskommen müssten, im Allgemeinen besonders gut darauf eingestellt seien, die unmittelbaren Zeichen zu erkennen.³ In Thomas Hardys Roman *Blaue Augen*, der im Original 1872/73 erschien, klingt Mrs Swancourt wie ein Echo von Hazlitt, wenn sie bemerkt, »wie getreu Menschen, die keine Uhren haben, die Tageszeit kennen«. In Hardys Werk ist dies ein so durchgehendes Thema, dass es sich anfühlt, als würde er geradezu darauf warten, ein lebendiges Porträt von Personen zu zeichnen, die die Zeit mit anderen Mitteln messen: anhand des Sonnenstandes über den Bäumen, der Gewohnheiten von Vögeln, des Ge-

brülls der Kühe zur Melkzeit, der »Schatten und Färbungen« in der Landschaft, des rosigen Schimmers vor der Abenddämmerung.⁴ Im Schlusskapitel dieses Buchs werden wir aus seinem Roman *Am grünen Rand der Welt* (im Original 1874 erschienen) einiges über die Zeitmessung anhand des Nachthimmels lernen.

Jedes Kapitel in diesem Buch fokussiert sich auf bestimmte Tages- und Nachtzeiten, auf jeden Fall auf Zeitabschnitte, die kürzer sind als ein ganzer Tag. Auch die Dimension der Jahreszeiten spielt eine Rolle, denn die Zeichen unserer Umwelt verändern sich im Laufe des Jahres. Im Winter sind in meinem Teil Europas die Vögel stiller, die Blumen blasser, die Schatten spärlich. Es wird auch früher dunkel. Doch an klaren Abenden leuchten die hellsten Sterne selbst über der Innenstadt. Sobald es wärmer wird, blühen Blumen, schwillt der morgendliche Chor der Vögel, und die Fledermäuse wagen sich aus ihrem Winterquartier. An Sommertagen gibt es natürlich besonders scharfe Kontraste zwischen Licht und Schatten. Dieses Ansteigen und Abebben der Rhythmen überrascht uns nicht. Im Verlauf dieses Abenteuers habe ich jedoch gemerkt, wie leicht man den richtigen Augenblick verpasst – wie leicht es passiert, dass wir zu früh oder zu spät im Jahr auf den vielstimmigen Chor oder das Aufblühen der Zichorie warten.

Wir alle sind uns zunehmend des Drucks bewusst, den Klimaveränderung, Urbanisation und Industrialisierung auf die jahreszeitlichen Rhythmen ausüben. In Großbritannien ist das Frühjahr so viel wärmer geworden, dass manche Pflanzen im Schnitt etwa einen Monat früher blühen. Dabei besteht das Risiko, dass sie nicht mehr im Gleichgewicht mit ihren Bestäubern sind, was unter Umständen besorgniserregende Auswirkungen auf die Ökosysteme und Ernten hat.⁵ Und trotzdem werden, während ich dies schreibe, die Anstrengungen gegen die Klima- und Umweltkrise eher schwächer als stärker. Zudem schwindet unsere Tierwelt in besorgniserregendem Tempo.

Sobald ich anfang, in meiner unmittelbaren Umgebung Zeichen der Zeit aufzuspüren, gingen mich solche und andere Nach-

richten auf einmal direkt an und wurden greifbar. Ich freue mich darüber, dass es den sangesfreudigen Mönchsgrasmücken in unserem Park so gut geht. Doch ich erinnere mich auch an den ersten Frühling, in dem das Abendlied der Amseln vor unserem Haus ausblieb. Insgesamt bin ich den Landwirten und Astronomen nähergekommen, die deutlich spüren, wenn das Wetter über längere Phasen ungewöhnlich nass für die Jahreszeit ist: wenn die Pflanzen nicht wachsen und der Himmel verhangen ist.

Aber vor allem verstehe ich jetzt viel besser, wie wichtig es ist, das Wissen früherer Generationen zu bewahren und die lebendige Welt, die sie kannten und liebten, zu würdigen.

Während der Arbeit an diesem Buch verloren meine Schwester Lizzie und ich unsere Eltern. Unerwartet wurde das Projekt für mich zu einer Möglichkeit, mich an sie zu erinnern, sie in meiner Nähe zu halten: indem ich etwas von ihrer Wertschätzung für die Details ihrer Umwelt mit anderen Menschen teilte.

Als ich klein war, gingen wir oft am Abend mit Dad hinaus zu den Schafen und beobachteten dabei genau, was auf den Weiden passierte. Oder wir spazierten mit Mum durch den Garten, wo wir dem Gesang der Amsel lauschten und die Blumen bewunderten, die im sanften Abenddämmer leuchteten. Mum beugte sich hier und da zu einer Rose und ließ uns die Blütenblätter fühlen, den komplizierten Aufbau der Blüte bewundern und den Duft genießen. Oft lehnten wir uns neben ihr an das Weidetor und staunten über die rosafarbenen und roten Wolken, die sich im Westen auftürmten. Mum wusste, wann die Vögel ihre Nester bauten, wann die Schwalben zurückkehrten und die Gänse nach Süden flogen. Sie konnte auch den Ruf des Großen Brachvogels hervorragend nachahmen. Außerdem war sie eine wunderbare Geschichtenerzählerin, eine begabte Handwerkerin und liebte alles Schöne. In dem Sommer, nachdem sie gestorben war, erblühte ihr Garten mit üppigen Rosen in einer fast unerträglichen, herzerreißend schönen Vielfalt.

An einem Sonntag im September, ein paar Monate nach dem Tod meiner Mutter und zu einem Zeitpunkt, als wir schon wussten, dass wir Dad bald gehen lassen mussten, ging ich bei Sonnenaufgang über den Hof. Das Dorf schlief noch, und die Singdrossel, die am Abend zuvor so lebhaft bei den Strohballen gesungen hatte, war weitergezogen. Ich ging zu dem alten Paddock und stand im taunassen Gras, wo ich als kleines Kind Käfer und Schmetterlinge gezeichnet hatte. Als wir jung waren und über die Wiesen rannten oder radelten, waren uns die Erhebungen und Furchen wie ein aufgewühltes Meer vorgekommen. An diesem Tag, während ein stiller Herbsttag heraufdämmerte, schienen sich die Wellen gelegt zu haben.

Kapitel 1

Frühe Vögel und Fledermäuse

Die Gewohnheiten unserer Mitgeschöpfe beobachten

Es ist noch dunkel, ich kann die Form der fremden Landschaft nicht sehen. Aber ich kann sie hören. Der Jubelschrei eines Hahns verweist auf den Bauernhof hinter mir. Die heiseren Stimmen der Krähen kommen aus dem Wald jenseits des Hauses. Das Flöten von Rotkehlchen und Amseln zeigt mir an, wo der Garten und die Hecken liegen: links und rechts von mir. Das hohle Pfeifen der Blässhühner – der Fluss. Und im schwachen Aufleuchten des ersten Lichts ist das Trillern der Lerche zu hören, die über der silbrigen, taubenetzten Kuhweide aufsteigt.

Schon bald wird der dunkelblaue Himmel hell genug, dass ich die Enten sehen kann, die lautlos über mich hinwegfliegen. Kiefer, Esche und Eiche, die noch vor wenigen Augenblicken nur flache Formen waren, sind mit Efeu bewachsen. Auf dem blassen Feldweg sind jetzt die tückischen Pfützen zu sehen. Milchige Dunstschleier erscheinen im Tal, als hätte jemand einen Zauber gewirkt.

Und während die heller werdende Welt immer mehr ihre vertraute Gestalt annimmt, verstärkt sich der Gesang aus den Hecken: Blaumeisen, Distelfinken, Buchfinken und Heckenbraunellen sind zu hören. Ein altenglisches Wort für den Tagesbeginn ist *dæg-wōma*, was wörtlich übersetzt so viel heißt wie »Tageslärm«.¹ An diesem Tag Anfang März auf der Court Lodge Farm in Sussex (wo wir Rosies Verwandte besuchen) gewinnt der *dæg-wōma*

immer mehr Sänger, bis der Chor schließlich, etwa zwanzig Minuten vor Sonnenaufgang, seine wunderbare volle Stimmstärke erreicht hat.²

Ist es möglich, anhand der Reihenfolge, in der sich die Vögel diesem Morgenchor anschließen, die Uhrzeit zu bestimmen?

Mitte des 19. Jahrhunderts erschien in mehreren englischsprachigen Zeitschriften die kuriose Nachricht, dass nach Auskunft »ausländischer Blätter« ein deutscher Waldbauer eine »ornithologische Uhr« erfunden habe.³ Im Sommer beginne der Buchfink, der »Frühaufsteher unter allen gefiederten Völkern«, noch vor Sonnenaufgang, nämlich von halb zwei bis zwei Uhr. In halbstündigen Intervallen folgten dann Mönchsgrasmücke, Wachtel, Heckenbraunelle, Amsel, Lerche, Kohlmeise und schließlich der Spatz (fünf bis halb sechs Uhr).

»Was für eine verrückte Uhr!«, witzelte einer der Redakteure. »Viertel nach Wachtel, halb Spatz und ungefähr elf Minuten vor Amsel.«⁴ In der Tat, was für eine absurde Idee, dass wild lebende Vögel die Zeit anzeigen wie ihre mechanischen Abbilder auf einer bemalten Wanduhr. Denn natürlich sind lebende Vögel nicht so streng an Uhrzeiten gebunden. Ihr morgendlicher Gesang ist abhängig von der Jahreszeit, dem Ort, der Artenvielfalt und dem Einfluss von Veränderungen der Umwelt und Habitatverlusten. Wenn die Sonne früher aufgeht, beginnt auch der Vogelgesang früher. Außerdem sind Temperatur, Wetter und Mondschein Einflussfaktoren.⁵ Und selbstverständlich halten die Vögel keine festen halbstündigen Abstände ein. Der Gesang, den ich auf der Farm hörte, folgt keinem identischen Muster von Tag zu Tag oder von Monat zu Monat. Selbst wenn es mir gelungen wäre, genau festzuhalten, wann welcher Gesang einsetzte, wäre es nie dasselbe.

Die Grundidee jedoch bewahrheitet sich in der Praxis: Verschiedene Arten schließen sich dem Morgenkonzert in einer ungefähr vorhersagbaren Abfolge an. Vögel mit gutem Dämmerungssehen beginnen früher, darunter die Amsel mit ihren

großen Augen. Offenbar spielt auch die Höhe über dem Boden eine Rolle, weshalb die Lerche ebenfalls zu den frühen Sängerinnen gehört.⁶

Rosie und ich besuchen die Court Lodge Farm auf freundliche Einladung ihrer Verwandten Marian und David, die mit ihrer Tochter Clare hier leben. Später am Tag, während eines schönen Sonntagessens, werden sie uns ihrem Freund Danny vorstellen, der früher Kastanien angebaut hat. Als ich Danny frage, wie sich das Morgenkonzert der Vögel dort anhört, wo er wohnt, antwortet er ohne Zögern: »Normalerweise geht es mit der Amsel los, manchmal auch mit dem Rotkehlchen, und zwar kurz bevor es hell wird. Die Amsel trillert vergnügt vor sich hin. Und je heller es wird, desto mehr andere Vögel kommen dazu.« Am schönsten singt seine geliebte Lerche.

Alle hier am Tisch sind sich der Rhythmen in der Natur zutiefst bewusst. (David hat uns voller Begeisterung die verschiedenen Mottenarten gezeigt, die im Moment auf der Farm zu finden sind.) Für Menschen, die viel Zeit unter freiem Himmel verbringen, ist es keine besondere Überraschung, dass sich der Gesang der Vögel am Morgen schichtweise aufbaut, wenn die verschiedenen Arten einstimmen. Ich habe das auch irgendwie gewusst, weil die Vögel, die ich heute früh hörte, auch auf der Farm meiner Familie anzutreffen waren. Doch erst in den letzten paar Jahren, seit unserer Wohnmobilreise in den Norden Englands, habe ich angefangen, zu begreifen, wie schön es ist, früh aufzuwachen, um dieses morgendliche Konzert richtig wahrzunehmen. Und nichts belebt die Sinne und schärft das Ohr mehr als das Gefühl der Desorientierung, wenn man im Dunkeln an einem fremden Ort steht.

Ich frage mich, warum die angebliche »ornithologische Uhr« des deutschen Waldbauern Mitte des 19. Jahrhunderts so einen Nachrichtenwert hatte. Vielleicht entsprach sie der Vorliebe für Kuckucksuhren und Ideen von einer mechanistischen, geordneten Natur. Möglicherweise wirkte sie aber auch deshalb so at-

traktiv und kurios, weil sie zwei getrennte Einheiten miteinander verband: die abstrakte, messbare Uhrzeit und die lebendigen Sinneswahrnehmungen von Zeit, die von den Rhythmen der Natur beeinflusst werden. Für mich – und vielleicht auch für Leserinnen und Leser, die im 19. Jahrhundert in Industriestädten lebten – steht hinter der Idee, die Zeit mithilfe des Vogelgesangs zu messen, das Versprechen, uns in eine Welt wunderbarer Klänge und pulsierenden Lebens mitzunehmen, die in der Stadt unendlich weit entfernt scheint.

Im heller werdenden Morgengrauen auf der Court Lodge Farm begeben sich von den mit Gesang erfüllten Weiden zurück zu den schönen alten Scheunengebäuden mit ihren schwarzen Dächern. In einer Ecke des Hofes ist das prahlerische Krähen des Hahns zu hören. Er war schon aktiv, bevor ich am Ende der Nacht hinausging, und scheint nicht müde zu werden.

Nach dem hellen Ruf des Hahns in der Dunkelheit sind verschiedene Tageszeiten benannt. Im Altenglischen, um wieder ein lokales Beispiel zu nennen, hieß ein Teil der Nacht (nach Mitternacht, vor Beginn der Dämmerung) *han-crēd* (Hahnenschrei). Und es gibt eine sehr alte und weitverbreitete Tradition, nach der der Hahnenschrei verschiedene aufeinanderfolgende Nachtzeiten markiert.⁷ In Irland beispielsweise beschreibt ein Tagebuch aus dem frühen 19. Jahrhundert, wie die Menschen auf dem Land Tag und Nacht einteilten: Auf Mitternacht folgten der erste und zweite Hahnenschrei – und dann geht die Nacht dem Ende entgegen.⁸

Auch darüber hinaus hatte das Krähen des Hahns eine große Bedeutung. Eine eher herablassende Betrachtung der *Antiquities of the Common People*, die in England 1725 veröffentlicht wurde, erklärt, die Arbeiter würden nur ungern mit der Arbeit beginnen, bevor der Hahnenschrei die »Mitternachtsgeister« vertrieben habe. »Daher kommt es, dass sie auf dem Land, wo die Arbeit eher früh beginnt, stets fröhlich zu dieser Zeit [des Hahnenschreis] losziehen, während sie, wenn man sie früher heraus-

holt, dazu neigen, alles, was sie sehen oder hören, als wanderndes Gespenst zu betrachten.«⁹ Man glaubte offenbar, das Krähen des Hahns würde böse Geister aus der Atmosphäre vertreiben. Doch der Hahn konnte auch zur Unzeit krähen, und wenn man ihn zur falschen Zeit hörte, galt das als böses Vorzeichen.¹⁰

Der Vogel, den ich in der Morgendämmerung hörte, die Lerche, ist schon in Chaucers *Erzählung des Ritters* eine »Botschafterin des Tages«. In Shakespeares *Romeo und Julia* gilt sie als »Künderin des Morgens«. Und in den »Morning Quatrains« von Charles Cotton (1630–1687) heißt es, nachdem der Hahn gekräht hat, um die »strahlende Botschafterin des Tages« anzukündigen, und »das Licht über die Hügel im Osten gekrochen ist«:

Die fröhliche Lerche regt ihre Flügel
und singt dem Tag das ersehnte Willkommen,
erhebt sich so hoch, dass man sie nicht mehr sieht,
als ginge sie dem Licht entgegen.¹¹

Und nachdem sich in Cottons Gedicht die Lerche in die Höhe geschwungen hat, um den Tag zu begrüßen, machen sich auch die Menschen an die Arbeit. Die »alte Frau setzt sich ans Spinnrad«. Die Milchmagd nimmt ihren Eimer und begibt sich in den Stall, um die Kühe zu melken. Arbeiter und Handwerker beginnen ihr Tagwerk. Der Pflüger »spannt seine Ochsen ins Joch«, der Fischer geht zum Bach, der Holzfäller in den Wald, und die Schäferin »treibt ihre Herde, die die Nacht geschützt vor dem Fuchs verbrachte, auf die blühenden Weiden«.

Cotton zeichnet ein anmutiges, idealisierendes Bild der englischen Landbevölkerung, die sauberlich unterteilt ist durch die jeweilige Arbeit, die sie verrichtet (und schwer beladen mit klassischen Bildern und Symbolen). Sein Gedicht ist natürlich geprägt von den Vorurteilen der Zeit. Doch abgesehen davon beschreibt Cotton recht plausibel ein Leben, in dem die Routinen der Men-

schen eng mit denen anderer Geschöpfe und dem Lauf der Sonne verknüpft sind. Die Farm des 21. Jahrhunderts, auf der ich mich gerade befinde, unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von Cottons Zeit. Doch es gibt nach wie vor die spürbaren Verbindungen zwischen den Rhythmen der Vögel, dem Wechsel von Tag und Nacht und den Routinen der Menschen und Kühe.

Als ich heute früh hinausging, bewegte sich am anderen Ende des Hofes der Lichtstrahl einer Taschenlampe. Das war Archie, der Stallbursche, der sich bereits zum Melken fertig machte. Der Hahn hatte schon eine ganze Weile zuvor gekräht, aber Archie war an diesem Tag buchstäblich mit der Lerche aufgestanden.

Jetzt warten die Kühe vor dem Melkstand, wo Archie die Melkmaschine in Betrieb setzt. Er öffnet das Gatter und fügt dem Gesang der Vögel und dem Muhen der Kühe sein eigenes Rufen und Pfeifen hinzu: »Auf geht's, Mädels, Whee-ip!«

Während der nächsten anderthalb Stunden wird Archie die Kühe grüppchenweise in den Melkstand einlassen. Das Melken muss abgeschlossen sein, wenn die Molkereiarbeiterinnen kommen, um Joghurt und Labneh (Frischkäse) daraus zu machen. Am Nachmittag wird entweder Archie oder Simon, der leitende Hirte, die Kühe zum zweiten Melken bringen.

Der Hof, auf dem ich aufgewachsen bin, betrieb keine Milchwirtschaft. Als ich Simon bei der Scheune treffe, halte ich ihn kurz an, um ihm ein paar Fragen zu stellen. Der Tagesplan, so erklärt er mir, sieht vor, »eine schöne Regelmäßigkeit beim Melken zu erreichen. Deshalb wird um fünf Uhr gemolken, am Nachmittag und am Morgen.« Simon macht das schon seit 48 Jahren. »Es ist ein wunderbares Leben«, sagt er. Aber auch ein sehr anstrengendes, das weiß ich wohl. Doch er ist »voll dabei« und geht sehr fürsorglich mit den Tieren um, für die er verantwortlich ist, genau wie David, Archie und praktisch jeder Landwirt, den ich jemals kennengelernt habe. »Um nichts in der Welt würde ich damit aufhören wollen«, sagt Simon noch. »Natürlich ist es im Winter ein